

## **Dialog, Wahrheit und Mission: Worüber können und sollten Christen mit Muslimen reden?**

*Von Professor Ulrich Eibach*

Voraussetzung jedes interreligiösen Dialogs ist, dass man die wesentlichen Aussagen des eigenen Glaubens kennt und befähigt ist, sie ins Gespräch mit Anhängern anderer Religionen einzubringen. Dazu gehört auch, dass man hinreichend Kenntnisse über die Religion der Gesprächspartner hat. Äußerst fraglich ist allerdings eine theologische Ausgangsbasis, Wahrheitsansprüche in anderen Religionen anzunehmen, auch wenn diese dem christlichen Glauben widersprechen. Anders ausgedrückt hieße das: Geltungsansprüche gelten nur innerhalb einer bestimmten Religion. Häufig heißt es dann (in Anlehnung an Lessings Ringparabel), man müsse deshalb auf Mission verzichten und die widersprüchlichen Geltungsansprüche möglichst verschweigen, denn die wahre Religion finde sich in keiner der geschichtlich gewordenen Religionen, und jedes Geltendmachen einer Wahrheit bedrohe angeblich den gesellschaftlichen Frieden.

Dazu muss man freilich wissen: Selbst Vertreter des Islam, die zum Dialog mit Christen bereit sind, sind zu einem solchen Verzicht auf den Wahrheitsanspruch des Islam und eine ihm entsprechende Mission nicht bereit. Dass dieser Anspruch den gesellschaftlichen Frieden bedrohe, entspricht weder dem Selbstverständnis des Islam noch (und erst recht nicht!) dem der Christenheit. Im Gegenteil: Die Vertreter des Islam werten dies als Zeichen, dass Christen und Kirchen ihren eigenen Glauben nicht ernst nehmen. Vor diesem Hintergrund sind die folgenden Ausführungen zu sehen. Sie stellen selbst noch keinen Dialog zwischen Christen und Muslimen dar, sondern kennzeichnen nur die grundlegenden christlichen Überzeugungen, von denen aus ein Dialog mit Muslimen geführt werden sollte.

### **1. Mission und Wahrheit**

Das Christentum breitete sich in einer religiös pluralistischen Umwelt durch eine Mission aus, die das Evangelium von Jesus Christus als *die Wahrheit* für alle Menschen bezeugte. Diese Botschaft kann in dem Satz des Apostels Petrus zusammengefasst werden: „Und in keinem anderen (als in Jesus Christus) ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden“ (Apostelgeschichte 4,12; vgl. auch Johannes 14,6 ff.). Hätte man diese Mission nicht gezielt betrieben sondern wäre davon ausgegangen, dass in der damaligen religiös pluralistischen Welt jeder seine eigene Religion wählen oder bei seiner angestammten Religion bleiben soll, da ohnehin keine Religion die Wahrheit für sich beanspruchen könne oder Gott ja auch schon immer verborgen in diesen Religionen wirke, so gäbe es heute keine Kirche Jesu Christi in unserem Land.

Dabei ist zu beachten, dass die „frohe Botschaft“ als *Einladung* zum Glauben an Jesus Christus verkündigt wurde, dass sie sich bis weit ins 4. Jahrhundert nur durch diese Verkündigung und das entsprechende Lebenszeugnis der Christen ausbreitete und dass dies mit Verfolgung und Leiden der Christen, bis hin zum Martyrium, verbunden war.

Das unterscheidet die Entstehung der christlichen Kirchen grundsätzlich von der Ausbreitung des Islam, die zwar nicht nur, aber doch auch schon von Anfang an bei Mohammed mit Gewalt und Kriegen verbunden war. Dies ist nur erklärlich, wenn dahinter ein wesentlich anderes Gottesbild als in der Botschaft Jesu Christi steht. Dass die christliche Kirche, als sie zu politischer Macht gelangte, teils die Ausbreitung des Christentums mit dem „Schwert“ bejaht und unterstützt hat, steht im Widerspruch zum Evangelium, das allein auf die Überzeugungskraft der Verkündigung und des gelebten Lebens setzt.

## **2. Christologie: Überflüssig und schädlich für einen Dialog?**

Für den christlichen Glauben ist die Gegenwart Gottes in Jesus Christus, seinem Sohn, konstitutiv. Jesus ist nicht nur ein Prophet (so der Koran). In ihm ist Gott selbst gegenwärtig. „Ich und der Vater sind eins“ (Johannes 10,30; 14,20). Durch ihn und in ihm allein haben wir Zugang zu Gott, unserem Vater. Dass Gott in seinem Sohn am Kreuz gegenwärtig und eins mit ihm ist und den Tod durch Menschenhand erleidet, das ist der tiefste Ausdruck der Liebe Gottes, des Vaters, zum Menschen. Dabei liegt alles daran, dass Gott selbst im Leiden des Sohnes am Kreuz gegenwärtig ist, Gott also aus Liebe zum Menschen zum Leiden fähig und bereit ist und das Böse und den Tod auf sich nimmt und sie in der Auferweckung überwindet.

Paulus sagt, dass diese Botschaft für die gebildeten Griechen eine Dummheit und für die Juden ein Ärgernis ist. Für Muslime ist sie eine Gotteslästerung, denn „Allah“, der „Allmächtige“, kann niemals leiden, auch nicht aus Liebe wie ein „Vater“ und eine „Mutter“ zu ihren Kindern. Zwar anerkennt der Koran, dass Jesus ein Prophet ist, doch am Kreuz ist nur scheinbar dieser Prophet, in Wahrheit aber ein anderer Mensch getötet worden. Ein Prophet Allahs kann auch nicht um der Ungerechtigkeit anderer Menschen willen leiden. Das würde der Allmacht und Unberührtheit Allahs von allen Leiden widersprechen. Hier liegt der tiefste und unauflösbare Widerspruch zwischen Christentum und Islam.

## **3. Monotheismus und „Dreieinigkeit“ Gottes**

Eng mit der Christologie zusammen hängt das Gottesbild von Gott dem Vater. Die Gottessohnschaft Jesu macht die Liebe und Treue dieses Vaters auch zu den Menschen offenbar. In der islamischen Theologie wird dies ebenfalls als Gotteslästerung verurteilt, weil Gott durch diese anthropomorphe und intime Anrede Gottes als „Vater“ oder auch als „guter Hirte“ ins „Menschliche“ erniedrigt werde.

Doch gerade diese Anrede Gottes als „Vater“ spricht die tröstliche Nähe Gottes, seine nie aufhörende Barmherzigkeit und Gnade und seine sich im Leiden bewährende Liebe aus. Gottes grundlegendes Wesen ist die Liebe, die primär darin besteht, „nicht, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden“ (1. Johannes 4,9 f.). Zur Liebe Gottes gehört konstitutiv die Beziehung Gottes zum Menschen und damit seine Treue und Fürsorge für den Menschen. Gott ist daher nicht ein ferner und erst recht kein willkürlich handelnder Gott, er ist ein gegenwärtiger, treuer und verlässlicher Gott.

Die Gegenwart Gottes ist in der Gabe des Heiligen Geistes geschenkt, durch den die Beziehung zu Gott gegeben und verbürgt ist. Durch die Gabe des Heiligen Geistes schenkt Gott selbst die Glaubensgewissheit, dass er „unser lieber Vater“ und „guter Hirte“ ist, dass wir seine Kinder sind, die mit ihm eine Gemeinschaft haben, die Gott nie abbricht. Ein derartiges Wirken des Heiligen Geistes ist dem Islam unbekannt.

Um die Gegenwart Gottes im Leiden und Tod seines Sohnes auszusagen und doch nicht zugleich folgern zu müssen, dass Gott seit Golgatha tot ist (G.F.W. Hegel), hat die altkirchliche Theologie die Lehre von der *Dreieinigkeit bzw. Dreifaltigkeit* entfaltet, durch die Gottes „Gott-Sein“ in sich und nach außen hin als Beziehungsgeschehen der Liebe zwischen „Personen“ dargestellt wird. Die Dreieinigkeit Gottes unterscheidet sich von einem Monotheismus, wie ihn der Islam vertritt. Deshalb wirft dieser den christlichen Kirchen vor, dass sie eine „Drei-Götter-Lehre“ vertreten und Gott nicht als den „All-Einen“ und den allein „Allmächtigen“ verehren.

Es ist offenkundig, dass zwischen dem Gottesbild des Islam und dem christlichen Gottesbild unüberbrückbare Gräben liegen. „Allah“ hat viele, angeblich 99 „Namen“. Gleich am Anfang des Korans (Sure 1) wird er der „Allbarmherzige“ und „Allerbarmer“ genannt. Sachlich grundlegend und alle anderen Namen beherrschend ist jedoch der „Allmächtige“, der auch als „Allherrscher“ und „Allverursacher“ verstanden wird. Die gebührende Gebetsgeste „Allah“ gegenüber ist daher die Unterwerfung (mit dem Angesicht auf dem Boden). Ein solches Gottesbild schließt die Anwendung von irdischer Macht und Gewalt zur Unterwerfung unter „Allah“ nicht nur nicht aus, sondern begünstigt sie, wie die zahlreichen Feldzüge Mohammeds gegen „Andersgläubige“, auch „Schriftbesitzer“ wie die Juden, zeigen. Der Wille „Allahs“ (niedergelegt im Koran und auch in der „Scharia“) soll auf Erden von Muslimen und Regierungen durchaus auch mittels Gewalt und Krieg durchgesetzt werden. Das „Reich Allahs“ soll so schon in dieser Welt mit weltlicher Macht errichtet werden. Vor diesem Hintergrund kennt der Islam keine grundlegende Unterscheidung von geistlicher und weltlicher Macht, Kirche und Staat, Religion und Politik. Der Unterschied zur Botschaft Jesu Christi vom Kommen des „Reiches Gottes“ ist eindeutig. Dieses Reich Gottes ist „nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36), es kann nur von Gott erbeten und verkündigt (Mt 6,10 f.) und in einem der Liebe Gottes entsprechenden Reden und Handeln zeichenhaft bezeugt werden, und zwar unter Verzicht auf jede Form von Zwang und Gewalt (vgl. Mt 26, 51 ff.).

#### **4. Gesetzesreligion, Kreuzestheologie und Rechtfertigungslehre**

Mohammed wurde in seinen Vorstellungen stark vom Judentum seiner Zeit bestimmt, das eine *Gesetzesreligion* vertrat, die wesentlich ausgeprägter war als im alten Israel, in dem vor allem die Propheten Kritik nicht nur an Kultgesetzen sondern auch an bestimmten moralischen Vorschriften übten. Diese kritische Sicht der Gesetzmäßigkeit wurde von Jesus entscheidend vertieft. Paulus vollzog aufgrund seines „Christus-Erlebnisses“ vor Damaskus eine grundsätzliche Abkehr von seiner pharisäischen Auffassung, dass der Mensch durch das Tun der Vorschriften des Gesetzes vor Gott gerecht wird, also das Heil Gottes erlangt. Das Heil Gottes, die Vollendung in der Gemeinschaft mit Gott erlangt der Mensch allein durch den

Glauben an Jesus Christus und sein Erlösungswerk am Kreuz und seine Auferweckung von den Toten.

Dieser „Kreuzestheologie“ entspricht ein wesentlich anderes Gottesbild als einer Gesetzesreligion, wie sie insbesondere der Islam vertritt. Obwohl auch Allah ein Gott ist, der Bitten um Vergebung der Sünden erhört, gibt es für die islamische Gesetzesreligion letztlich keinen anderen Weg zur Gewissheit, dass der Mensch das „Heil Gottes“ erlangt, als die Gesetze des Koran und auch der Scharia genau zu beachten und zu erfüllen, nicht nur im individuellen sondern nach Auffassung vieler auch im öffentlichen Leben und dem eines Staates. Eine „Heilsgewissheit“ ist letztlich nicht erreichbar, weil der Mensch nicht vollkommen ist und auch eine menschliche Gemeinschaft und ein staatliches Leben es nicht sind. Heilsgewissheit gibt es vor allem deshalb nicht, weil kein Mensch wissen kann, wie „Allah“, der „Allmächtige“ und absolut „Freie“, das Tun des Menschen beurteilt.

Für das Gespräch zwischen Christen und Muslimen ist ferner die Vorstellung vom *zukünftigen Heil* nicht ohne Bedeutung. Während nach christlicher Sicht die Menschen zur Vollendung ihrer Gottebenbildlichkeit im „Ewigen Leben Gottes“ und damit zur vollendeten Gemeinschaft mit Gott bestimmt sind, ist dem Menschen nach dem Islam das „Paradies“ verheißen, das als Erfüllung aller höchst menschlichen und auch sinnlichen Wünsche beschrieben wird. Hier ist Allah selbst aber nicht anwesend, es gibt also keine direkte Gemeinschaft mit Allah, der aus seiner Allmacht auch nicht zum Menschen im Paradies „herabsteigt“.

### **5. Schlussfolgerungen: „Wir glauben doch alle an „denselben“ Gott!“ Wirklich?**

Die Zahl der aufgezeigten Widersprüche zwischen zentralen biblisch-theologischen Aussagen und den für die meisten islamischen Glaubensrichtungen fundamentalen Glaubenssätzen ließe sich vermehren, insbesondere durch einen Vergleich zwischen der Bedeutung der Bibel für die Christenheit und des Koran für den Islam, aber auch durch ethische Themen, so neben der Einschätzung des Gebrauchs von Gewalt vor allem die Stellung und Rolle der Frau in den beiden Religionen. Die dargestellten Widersprüche reichen aber aus, um zu erkennen, dass die christlichen Kirchen letztlich nicht darauf verzichten dürfen, diese fundamentalen Unterschiede zu benennen. Sie können nicht so tun, als ob man durch einen Dialog schon zu einem gemeinsamen rein innerweltlichen „Weltethos“ und entsprechenden Aktionen gelangen kann, ohne die grundlegenden Differenzen im Glauben zu thematisieren, es sei denn man folgt dem häufig propagierten Satz „Wir glauben doch alle an *denselben* Gott“, ohne diesen zu hinterfragen.

Das wirft die theologisch entscheidende Frage nach der *Wahrheit* in den Religionen auf, die auch bei einem Dialog über ethische, rechtliche und andere Fragen nicht zu umgehen ist. Die Frage nach der *Wahrheit* wird im Neuen Testament allenthalben eindrücklich gestellt, denn sie ist die Basis für die frühchristliche Mission. Die Wahrheit, von der Jesus redet, ist keine Wahrheit, die man als objektiver Beobachter von außen anhand bestimmter Kriterien beschreiben und überprüfen kann. Es ist eine Wahrheit, die von Jesus in Wort und Tat bezeugt wird und die sich nur als Wahrheit des Lebens erschließt, indem man sich auf den Weg der

Wahrheit persönlich einlässt, also den „Sprung des Glaubens“ (S. Kierkegaard) wagt. Dann *lebt man in der Wahrheit*, in der Gewissheit des Glaubens, in der Gemeinschaft mit Christus und damit mit Gott durch den Heiligen Geist. Sie erschließt das wahre, ein frei machendes Leben in der Wahrheit. Es ist keine Wahrheit, die ich *habe*, sondern in der ich *lebe*.

Diese Gewissheit ist nichts, was der Mensch von sich aus „machen“ kann, sie ist ein Werk des Heiligen Geistes. Sie kann nicht mit Macht, sondern nur mit der Liebe bezeugt werden, mit der Gott seine Liebe in seinem Sohn bezeugt hat, einer Liebe, die zum Leiden, ja zum Tode bereit ist. Die frühe Christenheit hat daher in der missionarischen, auf Glauben an Christus zielenden Verkündigung des universalen Heils in Jesus Christus ihren vornehmlichen Auftrag gesehen.

Eine Kirche, die sich nicht mehr die Aufgabe stellt, diese Wahrheit auch unter Menschen anderer Religionen zu verkündigen und missionarische Kirche zu sein, wird sich – mehr oder weniger schnell – überflüssig machen und „aussterben“. Die Tatsache, dass es in dieser Mission auch Irrwege gab, ist ebenso wenig ein Grund für einen Verzicht auf Mission wie die Tatsache, dass Menschen verschiedener Religionen und Weltanschauungen immer mehr zusammenleben und in Achtung voreinander miteinander auskommen müssen.

Ein Dialog zwischen Christen und Muslimen sollte deshalb auf der Basis stattfinden, dass die Vertreter beider Religionen von dem die eigene Religion übergreifenden Wahrheitsanspruch ausgehen. Ein solcher, die grundlegenden Aussagen jeder Religion thematisierender Dialog wird immer auch mit missionarischen Absichten verbunden sein, aber trotzdem von der Achtung des Glaubens der Gesprächspartner bestimmt sein. Die Entgegensetzung von „Mission“ und „Dialog“ ist daher ebenso weitgehend abstrakt und lebensfern wie die Reduktion der Dialogbasis auf mehr oder weniger konsensfähige moralische Überzeugungen. Der These, dass ein missionarisches Zeugnis unter Muslimen den gesellschaftlichen Frieden bedroht, ist daher entschieden zu widersprechen. Wenn ein Dialog unter Einschluss des missionarischen Zeugnisses und widersprechender Glaubensaussagen nicht möglich sein sollte, dann hilft auch der Verzicht auf den Wahrheitsanspruch und das Verschweigen fundamentaler Verschiedenheiten nicht weiter. Auf diese Weise leisten die Kirchen jedenfalls keinen wirklichen Beitrag zum gesellschaftlichen Frieden.

*Professor Dr. Ulrich Eibach lehrte Systematische Theologie und Ethik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Zahlreiche Bücher, Standardwerke und Aufsätze.*

*Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine gekürzte Fassung eines Aufsatzes von Prof. Eibach, der auf der Internet-Seite des Instituts für Demographie, Allgemeinwohl und Familie veröffentlicht wurde (siehe [www.i-daf.org](http://www.i-daf.org) ).*

*Rubrik Theologie*